

Eine veränderte Sichtweise : Weg von der Problemorientierung zur Lösungsorientierung

Autor(en): **Zysset, Martin / Weidmann, Martin / Jenni, Tabea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **70 (1999)**

Heft 3

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine veränderte Sichtweise

WEG VON DER PROBLEMORIENTIERUNG ZUR LÖSUNGSORIENTIERUNG

rr. Ein interessanter Beitrag erreichte die «Fachzeitschrift Heim» mittels «Mitteilungsblatt der Stiftung Gott hilf» in Zizers. Die Stiftung «Gott hilf» ist ein christlich orientiertes Sozialwerk mit unter anderem vier Kinderheimen und fünf sozialpädagogischen Pflegefamilien für Kinder mit Verhaltensschwierigkeiten und Lernbehinderungen, einer Höheren Fachschule für Sozialpädagogik und einer Erziehungs- und Lebensberatungsstelle. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Stiftung versuchen seit einigen Jahren, schrittweise den sogenannten lösungsorientierten Ansatz von Steve de Shazer in Unterricht und Erziehung einzuführen. Sie sind dabei durch die guten Erfahrungen von K. und M. Bäschlin in der Werkschule Grundhof, Winterthur, ermutigt worden.

Der «lösungsorientierte Ansatz» in der Kinderheimarbeit

In den letzten zwei, drei Jahren haben verschiedene Heime versucht, den «lösungsorientierten Ansatz» von de Shazer und anderen für die Erziehung fruchtbar zu machen. Dabei geht es um kein Wundermittel, auch nicht um Rezepte, die nun nach Büchlein eingesetzt werden könnten. Interessant ist daran vor allem die veränderte Sichtweise: Weg von der Problemorientierung hin zur Lösungsorientierung. Sie scheint uns heilsam, und wir haben deshalb auch begonnen, uns mit Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen, Lehrerinnen und Lehrem zu besinnen und mit den Kindern und Jugendlichen zu erproben, was daran hilfreich ist. Davon berichten die folgenden Beiträge, zuerst von der Basistheorie her, dann aus der Praxiserfahrung. Ein Beitrag setzt sich kritisch mit der Verträglichkeit dieser Theorien mit einem christlichen Menschenbild auseinander.

Während meiner heilpädagogischen Ausbildung wurde ich darauf gedrillt, Verhaltensprobleme von Kindern und Jugendlichen zu analysieren und zu beseitigen. Wir wurden zu Spezialisten für Probleme ausgebildet: Probleme aufspüren, Probleme beobachten, Probleme einschätzen, Probleme lösen. Ich habe dabei gelernt: Wenn wir die Probleme der Kinder gelöst haben (Verhaltensstörungen beseitigt, schwierige Situationen gemeistert, Schulschwierigkeiten überwunden, Neurosen therapiert), sind wir gute Heilpädagogen. Zwar haben wir uns den Grundsatz von Paul Moor zu Herzen genommen,

«nicht nur gegen den Fehler anzukämpfen, sondern für das Fehlende etwas zu tun». Aber auch hier bleibt man beim «Problematischen» stehen: Wenn wir schon nicht frontal gegen die offensichtlichen «Fehler» (Aggressionen, Lügen, Stehlen usw.) angehen, so sollen wir uns doch wenigstens auf die Suche machen nach «Fehlendem», und damit eben wieder nach Defiziten, problematischem Nicht-Können. Ganz nebenbei habe ich im Lauf der Zeit mitbekommen, dass es neben dem Kampf gegen die Probleme auch noch eine ganz andere Dimension heilpädagogischer Arbeit gibt: Das Fördern der Stärken von Kindern und Jugendlichen. So steht in einer Nebenbemerkung im Buch von Rudolf Dreikurs («Kinder fordern uns heraus»): «Wir können nicht auf Schwäche, sondern nur auf Stärke bauen.» Und genau hier setzen die Vertreter des sogenannten lösungsorientierten Ansatzes ein: «Auf die Stärken kannst du bauen» heisst ihr sozialpädagogischer (und therapeutischer) Grundsatz, wie auch das Grundlagenbuch von M. Durrant. Die wesentlichen Leitlinien dieses Ansatzes seien im Folgenden kurz skizziert:

Ressourcen fördern – statt Probleme bearbeiten

Eigentlich wissen wir, dass jeder Mensch – auch jedes «verhaltensgestörte» Kind – viele Fähigkeiten, lebenswürdige Seiten, Begabungen, geniale Einfälle und sonst viel Positives in sich trägt. Im lösungsorientierten Ansatz geht es darum, all dies zu fördern, und zwar nicht nur so nebenbei, sondern als Hauptaufgabe in pädagogischen und therapeutischen Berufen. Wir sind in der Kinder-

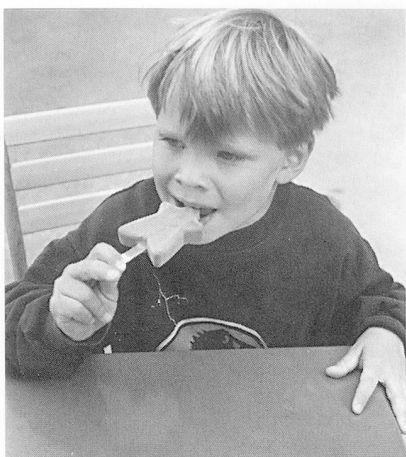
heimarbeit nicht in erster Linie da, um Probleme zu beseitigen, sondern um Stärken und Begabungen der Kinder zu fördern, ihre kreativen Ideen umzusetzen, ihnen zu helfen, das noch besser zu machen, was sie schon können. Das einseitige sich-Beschäftigen mit Problemen hingegen verbaut oft den Blick für kreative Lösungen und verstärkt oft sogar das Problembewusstsein und nicht selten das Problem selbst.

Nicht nur eine neue Methodik, sondern eine neue Gesinnung, eine neue Haltung, neuen Mut für unseren Beruf entwickeln!...

Weshalb fragen wir im sozialpädagogischen Alltag so oft «Wo gab's Probleme?» – statt «Was ist gut gelaufen?» Beobachtungshefte sind voll von Problembeschreibungen, Notizen über erfreuliche Dinge haben Seltenheitswert. Weshalb wohl? Wir sind uns sehr daran gewöhnt, uns mit den negativen Seiten des Lebens herumzuschlagen, ja wir identifizieren uns mit einem Beruf, der es mit Problemen zu tun hat. Die Entscheidung für «lösungsorientiertes Arbeiten» ist deshalb oft verbunden mit einem echten Perspektivenwechsel: Wir kämpfen nicht gegen den Schatten, sondern für das Licht! Dies können wir nur in einer wirklich positiven Gesinnung und einer zutiefst positiven Haltung dem Kind gegenüber. Wo uns der Mut fehlt, dieses Positive zu suchen, gerade neben und in allen Schwierigkeiten und Verhaltensstörungen, ist lösungsorientiertes Arbeiten nicht möglich. Der lö-



Ein Stück Himmel...



...genügt mir.

sungsorientierte Ansatz muss bei uns beginnen; in unserer Bereitschaft, auf das Positive zu sehen, und in einer vertrauensvollen Haltung dem Kind gegenüber: Ich traue Dir zu, dass Du viele Fähigkeiten in Dir trägst und entwickeln kannst. Aber nicht nur für uns als Erziehende, sondern für die betroffenen Kinder selbst bedeutet dies oft einen Perspektivenwechsel: Wie oft haben sie zu spüren bekommen, was sie alles falsch machen, was sie alles nicht können und haben, was sie alles nicht tun sollten! Das Betonen und Fördern von dem, was sie gut machen und können, kann für sie eine wahre Befreiung bedeuten.

Lösungsorientierte Gesprächsführung

Den methodischen Kern des lösungsorientierten Ansatzes bildet eine bestimmte Form von Gesprächsführung. Sie ist darauf angelegt, die Ressourcen des Klienten aufzudecken und sie für eine kreative, sinnvolle Lebensgestaltung zu nutzen. Probleme werden nicht ausgeblendet, bleiben aber im Hintergrund. Man geht davon aus, dass durch das Fördern der Ressourcen die Probleme gewissermassen aus dem Leben herausgedrängt und sich eine detaillierte Problemanalyse erübrigt. Um ein Tor zu öffnen, muss ich nicht das Schloss analysieren, sondern den richtigen Schlüssel finden. Einige Gesichtspunkte dieser Gesprächsführung:

Frage: «Was ist gut, was ist besser gelaufen, was ist gelungen?» Der Blick wird von Anfang an auf das Positive gerichtet, um nach Möglichkeiten zu suchen, dieses zu verstärken, statt in den Bann des Negativen zu geraten.

Frage: «Wo und wann ist dein Problem nicht aufgetreten?» – Situationen, in denen das Problem nicht auftritt, geben wichtige Hinweise auf die Problemlösung. «Ausnahmen deuten auf Lösun-

gen hin.» Was war damals, als es gut gelaufen ist, anders? Wie können wir es schaffen, dass es immer so «anders» ist?

Frage: «Was müsste anders sein, damit Deine Stärken besser zum Ausdruck kommen?» Schon kleinere Kinder können auf diese (und ähnliche) Fragen erstaunlich kreative Antworten geben. Erst recht Jugendliche und Erwachsene.

Die «Wunderfrage», Frage nach Ideal-Zielen, zum Beispiel «Wenn in der nächsten Nacht ein Wunder geschieht und Dein Problem gelöst wird – woran würdest Du das merken, wie sehe Dein Leben aus?» Solche Fragen wecken positive Lebensperspektiven und deuten oft auf verborgene Lösungsmöglichkeiten hin.

Die «Skalierungsfrage»: Zum Beispiel: «Wo stehst Du etwa auf dem Weg zum Ziel..., wenn 0 den Nullpunkt und 10 «voll erreicht» bedeutet?» Diese Frage soll von der diffusen, deprimierenden Vorstellung befreien, man habe noch gar nichts erreicht. Der Blick wird ganz konkret auf das gerichtet, was schon erreicht worden ist. Die Anschlussfrage könnte dann etwa lauten: «Das ist aber gut, dass du nicht voll auf Null bist. Wie hast Du es geschafft, auf 3 zu kommen? Wie können wir da weiterfahren?»

Die Frage nach konkreten, erreichbaren Zielen, zum Beispiel «Was unternimmst Du heute, morgen, in den nächsten Tagen, um dem Ziel... einen Schritt näher zu kommen?» Im lösungsorientierten Ansatz wird mit konkreten, erreichbaren und daher auch ermutigenden Teilschritten gearbeitet. Diese werden stets mit dem Gesprächspartner erarbeitet. Daraus ergibt sich schliesslich die

Aufgabe: Der Gesprächspartner wird mit einer konkreten Aufgabe für die nächsten Tage aus dem Gespräch «entlassen»: Sinn davon ist es, nicht nur dem erwünschten Ziel einen Schritt näher zu kommen, sondern dem Kind/Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, Erfolg zu haben, sich zu bestätigen.

Die 50%-Regel: Mindestens die Hälfte der Zeit, die für eine Fallbesprechung oder für ein Gespräch mit dem Klienten aufgewendet wird, muss sich auf Stärken, Ressourcen bzw. auf Positives beziehen.

«Positiv beobachten»:

Zu unserer Verantwortung als Erziehende gehört es, Kinder zu beobachten. Entsprechend dem Grundanliegen des lösungsorientierten Ansatzes richten wir

dabei den Blick auf das, was Kinder richtig und gut machen. Oft tun sie das nur im Ansatz oder in Form von unbeholfenen sog. «Verhaltensstörungen». Verhaltensstörungen sind oft nichts anderes als verzweifelte und missratene Versuche, etwas Sinnvolles aus seinem Leben zu machen. Gerade bei entmutigten Kindern, die in der Regel auch nicht gewohnt sind, «lösungsorientiert» zu denken, ist diese Sicht besonders wichtig, um sie auf ihre Stärken aufmerksam zu machen und sie zu ermutigen, diese weiter zu zeigen, oder in sinnvollere Bahnen zu lenken.

Raum, Zeit und Hilfestellung geben, um die Ressourcen zu entwickeln

Erfreuliche und konstruktive Ansätze im Denken und Handeln sind bei jedem Menschen, bei jedem noch so «verhaltensgestörten» Kind vorhanden. Nur entwickeln sie sich oft nicht von selbst: es fehlt an Raum und Zeit, oder es liegt an Hindernissen verschiedenster Art, dass diese blockiert und verborgen bleiben. Durch eigene Beobachtungen und im «lösungsorientierten Gespräch» erarbeiten wir Möglichkeiten, um diese Hemmnisse zu beseitigen und dem Kind zu ermöglichen, Neuland zu erobern.

Martin Zysset

Literaturhinweise zur weiteren Vertiefung:

Baeschlin K. und M., M. Wehrli – Der lösungsorientierte Ansatz als Handlungsmodell für den pädagogischen Alltag eines Schulheimes. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, Nr. 2/1995.

- Die Anwendung des lösungsorientierten Handlungsmodells am Beispiel der Werkschule Grundhof Winterthur. Eigenverlag Werkschule Grundhof, Winterthur-Stadel, 1995
- Durrant M.: Auf die Stärken kannst du bauen. Verl. Modernes lernen, Dortmund, 1996

Eine entlastende und motivierende Blickrichtung

Als ich zum ersten Mal etwas von der Idee und der Theorie des lösungsorientierten Handlungsansatzes hörte, glaubte ich, wieder einmal ein neues Modewort für etwas Altbekanntes gefunden zu haben. Ich war spontan davon überzeugt, dass ich eigentlich in meinem pädagogischen Berufsalltag nie etwas anderes getan habe, als nach Lösungen zu suchen. Erst als ich versuchte, diesen Ansatz konsequent umzusetzen, wurde mir bewusst, wie sehr ich im Beruf und im Privatleben problemorientiert und problemfixiert bin. Und ich war vor allem erstaunt, wie schwer es mir fiel, eine andere Haltung einzunehmen. Nachdem wir nun zwei Jahre lang nach diesem Ansatz arbeiten, bin ich auf dem

Weg zu einer lösungsorientierten Haltung ein gutes Stück weit gekommen, auch wenn ich sie noch lange nicht verinnerlicht habe.

Dabei erweist sich die neue Blickrichtung im Erziehungsalltag nicht nur als anregend, sondern vor allem auch als entlastend und motivierend. Es dreht sich nicht mehr alles nur um das, was bei jedem einzelnen Kind falsch läuft. Das konsequente Bemühen, kleine Lösungsschritte zu unterstützen und positive Veränderungen wahrzunehmen, schafft auch immer wieder viel Grund zum Danken.

Tatsächlich gelingt es den Kindern immer wieder, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen. Bei einem schwer sprachbehinderten Jungen brachten zum Beispiel monatelange Bemühungen mit Übungen und Förderstunden nicht den geringsten Erfolg, bis er in einem Einzelgespräch von sich aus den Wunsch äusserte, nun endlich besser sprechen zu lernen. Seither geht es bei ihm sichtbar vorwärts.

Eine auffallende Veränderung erfuhr auch unsere regelmässige Gruppenkonferenz. Dieses Instrument kennen wir zwar schon seit vielen Jahren, lange bevor wir etwas von lösungsorientiertem Handlungsansatz gehört hatten. Damals hatte die Konferenz aber den Übernamen «Klönrunde», weil sie den Kindern hauptsächlich dazu diente, sich über andere und über das Zusammenleben zu beklagen. Jetzt werden zwar immer noch Probleme angesprochen, aber positive Rückmeldungen und konstruktive Vorschläge überwiegen. So ist es für mich ein Aufsteller, wenn sich der Gruppenälteste an der Konferenz bei den Kameraden spontan dafür bedankt, dass sie an Tagen, an denen er im Sportklub oder in der Musikschule ist, seine Aufgaben übernehmen und zum Beispiel das Geschirr abwaschen.

Martin Weidmann

Kinder finden Ziele und gehen kleine Schritte

Ich führe mit meinen Schüler/innen etwa alle vier Wochen ein Gespräch. Ich habe dabei bewusst nach Formen gesucht, die einem Kind im Unterstufenalter entsprechen und ansprechend sind. Bei einem solchen Gespräch setzen wir uns im Schulzimmer ins Stübli, und meistens habe ich Blätter und Schreibzeug bereitgemacht. Auf ein Blatt zeichne ich ein lachendes Gesicht, und wir sprechen dann über Dinge in der Schule, die gut laufen, die es gut kann und die es gerne macht und notieren sie rund um das lachende Gesicht. Dasselbe machen wir mit einem «Lätschgesicht». Nur dass wir dort Sachen aufschreiben,

die nach der Meinung des Kindes noch nicht so gut gehen, die ihm noch Mühe bereiten oder die es einfach nicht gerne macht. Von diesen Sachen entscheidet sich das Kind für ein Gebiet, in dem es sich gerne verbessern würde. Es entscheidet sich vielleicht, besser lesen zu lernen, sich schöner schreiben zu lernen, sich weniger ablenken zu lassen... Gemeinsam versuchen wir herauszufinden, was es bei seinem ausgewählten Gebiet schon gut kann, was ihm dabei hilft und was ihm helfen würde, sich zu verbessern. Dazu suchen wir verschiedene Vorschläge, die es dann in die Tat umsetzt. Am Schluss legen wir noch ein Ziel fest, welches das Kind bis zum nächsten Gespräch erreicht haben möchte. Das sind jeweils kleine erreichbare Teilziele auf dem Weg zum grossen Ziel. Beim nächsten Gespräch in zirka vier Wochen halten wir Rückschau auf die vergangenen Wochen, schauen gemeinsam, wo wir Fortschritte entdecken und wo nicht, wo der eingeschlagene Weg noch der richtige ist, und wo wir etwas ändern können oder einen anderen Weg suchen müssen. Wir schauen, wie weit das Teilziel vom letzten Gespräch erreicht wurde, legen ein neues fest oder nehmen noch einmal das alte und sind weiterhin gemeinsam auf dem Weg.

Tabea Jenni

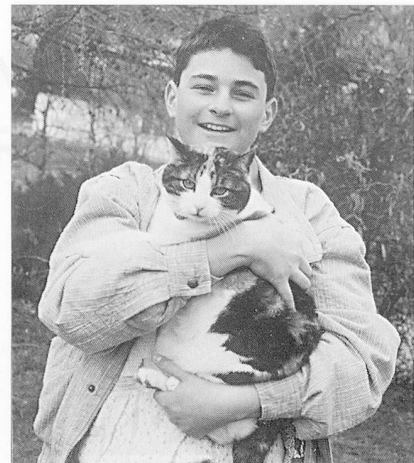
Familienkonferenz in der Pflegefamilie

In unserer Pflegefamilie sind vier Pflegekinder im Alter von 3, 4, 5 und 10 Jahren und unsere zwei eigenen Kinder im Alter von zwei Jahren und zwei Monaten daheim.

Nach der letzten sozialpädagogischen Tagung führten wir in unserer Pflegefamilie eine wöchentliche Familienkonferenz ein, die am Samstag- oder Sonntagabend stattfindet. Vielleicht stellt sich die Frage, ob dies sinnvoll sei, mit so vielen kleinen Kindern. Wir möchten Euch erzählen, wie dies bei uns abläuft.

Es gibt Wochen, da fragen die Kinder fast jeden Tag, ob wir Konferenz hätten. Seraina (2) fragt jeweils: «Räänz?» (Übersetzung für Nichteingeweihte: Konferenz?) Die Kleinen sind jeweils dann enttäuscht, wenn wir sagen, dass wir heute keine Konferenz haben.

Wenn dann der entscheidende Abend da ist, und wir den Kindern sagen, dass wir Konferenz haben, geht alles sehr schnell. Schnell wie selten, sind alle im Pyjama, die Kleider schön geordnet an ihren Platz gebracht. Dann wird an den Tisch gesessen. In einer ersten Runde machen wir Wunschkonzert und singen einige Lieder. Da unsere Kleinen im Nachahmungsalter sind, kann es



Jedes Tier ist ohne weiteres animalisch, der Mensch nur mit Mühe human.

Hanns-Hermann Kesten

Fotos Ritter

schon vorkommen, dass wir einige Male das gleiche Lied singen dürfen...

In einer weiteren Runde kann jedes (auch wir Erwachsenen) sagen, was ihm gefallen hat in der letzten Woche. Es ist erstaunlich, wie die Kinder sich gut an Dinge erinnern können, die ihnen wichtig geworden sind.

Patrick, er ist knapp drei Jahre alt und spricht noch nicht sehr viel, sagt oft: «nüt» (nichts). Dabei lacht er verschmitzt. Seit einigen Wochen beginnt er konkrete Erlebnisse zu äussern, wie: «dusse si, elo ahre (im Freien sein, Velo fahren). Die meisten Kleinen werden plötzlich ganz scheu, wenn sie vor den andern etwas sagen sollen. Sonst schwatzen sie sehr viel.

Immer mehr hören die Kinder einander aufmerksam zu. Oft wissen sie dann auch etwas dazu zu erzählen. So kommen lustige und interessante Kindergespräche zustande.

Neben dem positiv Erlebten sollen aber auch Anliegen, Wünsche oder Dinge, die einem Mühe machen, Platz haben. Seit kurzem bringt unser Ältester auch ab und zu Dinge, die ihm Mühe machen. Dies ergibt gute Situationen, in denen sachlich diskutiert werden kann, was im Alltag nicht immer gelingt.

Anschliessend werden die Ämtli für die nächste Woche verteilt, und in einer letzten Runde, vielleicht für die Kinder die Wichtigste, geniessen wir noch zusammen ein kleines feines Dessert.

Ursula Fornerod

Jean-Claude Fornerod

«So habe ich das noch nie angeschaut!»

Vor gut zwei Jahren, an einer Tagung, hörte ich das erste Mal vom lösungsorientierten Handlungsansatz. Ich kann mich noch gut erinnern, was mir damals durch den Kopf und durchs Herz ging. Es war eine Mischung von «Das ist

nichts Neues; so verstehe ich meine Arbeit» und «das ist sehr interessant; hier liegt etwas, dem ich weiter nachgehen möchte», oder «so habe ich das noch nie angeschaut, das will ich in meine Arbeit einbauen».

Interessiert und motiviert ging ich nach Hause und kaufte mir entsprechende Fachliteratur, die ich durcharbeitete. Ich setzte mich so mit dem Stoff auseinander, wie ich es mit andern psychologischen Modellen auch getan habe: Ich untersuchte das Modell auf seine Brauchbarkeit und Anwendbarkeit in meiner Arbeit einerseits, und andererseits ob und wie ich Thesen aus dem Modell mit meinem christlichen Glauben vereinbaren könnte. Nicht zuletzt vergegenwärtigte ich mir die Tatsache, dass ein theoretisches Modell eben ein Modell ist, und der Mensch, der dieses anwendet, in der Gefahr ist, alle Situationen, die einem lebendigen Prozess unterworfen sind, darin einzupacken. Dann würde ich das Modell über den Menschen stellen, und das wollte ich nicht. Es soll dienen, mir und dem Kind, dem Jugendlichen helfen, einen gemeinsamen Weg klarer zu gehen.

So gesehen habe ich einige Gedanken aufgenommen und bin nun daran, sie in mein Leben und meine Arbeitsweise zu integrieren und mache Erfahrungen damit für mich selber und mit den Auswirkungen bei Erwachsenen, Kindern und Jugendlichen. Dass mich dabei das eigene lernen am meisten fordert, ist nicht immer angenehm, weil ich da und dort auf meine Schwächen stosse, und wer hat das schon gerne. Aber ich erlebe es als fruchtbar. Einzelne Thesen und Gedanken werden langsam zu hilfreichen Werkzeugen. Ich merke zunehmend, wann welches Werkzeug, in welcher Situation, angebracht ist.

Folgende «Instrumente» sind mir hilfreich geworden:

1. Eine grundsätzlich wohlwollende Haltung dem Kinde gegenüber haben

Solange das Kind sich angepasst verhält, fällt mir das nicht schwer. Ihm trotzdem wohlwollend gegenüberzustehen, auch wenn es quer steht, «mich nervt», sodass ich an die Grenzen meiner Belastbarkeit komme, ist eine Herausforderung. Für uns Menschen ist es sehr schwierig, bedingungslos zu lieben, das heisst, das Kind lieb zu haben mit all seinen Schwierigkeiten.

2. Vom Problemdenken zum Lösungsdenken

Dies ist vor allem eine Frage der Haltung. Mir ist aufgefallen, wie schnell ich im Alltag im Problemdenken bin. Ich bin versucht, viel öfter zu sagen: «Jetzt hast

Du schon wieder nicht geübt» oder «Wie oft muss ich Dir noch sagen», «wann willst Du endlich einsehen, dass...?»

Lösungsdenken hört sich so an: «Mir fällt auf, dass Du wiederholt nicht geübt hast. Wie könntest Du selber daran denken?» Oder: «Ich habe dir etwas dreimal gesagt und Du hast nicht reagiert, wie kommt das? Ich fühle mich nicht ernst genommen!»

Weiter: «Ich habe den Eindruck, dass Du im Zusammenhang mit... etwas nicht begriffen hast. Möglicherweise habe ich etwas nicht verstanden. Wie würdest Du dieses Problem lösen?»

3. Zielorientiert arbeiten

Luther sagte: «Nur wer ein Ziel hat, kommt ans Ziel!»

Es ist gar nicht immer einfach für mich, das Ziel hinter meinem Handeln zu erkennen. Ich will mich immer wieder fragen, welches Ziel ich mit meiner Massnahme, meiner Intervention erreichen möchte. Manchmal brauche ich Strategien, die wenig hilfreich sind, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Wenn eine Strategie nichts bringt, will ich sie fallen lassen und nach andern Möglichkeiten suchen. Von dem, was hilfreich war, will ich mehr einsetzen.

4. Ausnahmen sind ebenso wichtig wie die Regel

Wenn ich die Problem-Brille aufhabe, werde ich im Verhalten des Kindes diejenigen Anteile erkennen, die ins Bild passen, eben die Probleme, alles, was sich noch nicht verändert hat. Das Kind lernt sich dabei als ein Mensch zu sehen, der nur Probleme hat. Bei dieser Sichtweise nehme ich wirkliche Veränderungen, oder aber auch nur Ausnahmen im problematischen Verhalten des Kindes nicht oder sicher zu wenig wahr.

Ich möchte meinen Blick schärfen für die Ausnahmen. Es sind Hinweise, dass sich das Kind sehr wohl auch anders verhalten kann. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass die Kinder/Jugendlichen oft sehr erstaunt sind, wenn ich ihnen eine solche Beobachtung weitergebe.

5. Nichts ist immer gleich

Leben ist dauernd in Bewegung, im Wandel. So sind auch scheinbar gleiche Situationen in unserem Alltag in kleinen Details anders. Ich habe aufgehört zu sagen: «Du bist immer (noch) der Gleiche!» «Es ist immer das Gleiche mit Dir!»

Ich will meine Wahrnehmung schärfen und auf die kleinen Unterschiede aufmerksam werden.

6. Auf die Stärken bauen, mehrere Optionen haben

Wenn ich dem Kinde eine Anweisung gebe, verbinde ich dies in meinem Innern mit einem Bild, wie das Kind meine Anordnung auszuführen hat. Entspricht die Art und Weise der Ausführung nicht meinem innern Bild, interveniere ich, ohne auf das Ergebnis zu warten. Möglicherweise hat das Kind aber eine Strategie, die sehr wohl auch zum gewünschten Ergebnis führt. Ich will lernen zu warten und gut zu beobachten, ein Auge für Lösungswege der Kinder zu bekommen.

Am folgenden Beispiel eines 9-jährigen Zweitklässlers möchte ich zeigen, wie aufgrund unterschiedlicher Sichtweisen unterschiedliche Lösungswege gefunden werden können:

Problemorientiert:

Das Kind hat ein Problem, es möchte etwas wissen, ich weiss es und kann ihm helfen, indem ich eine Antwort gebe!

«Papa wie viele Stunden hat eine Woche?» «Sie hat 168 Stunden!»... «So!?»

Lösungsorientiert:

Das Kind hat eine Frage. Ich weiss die Antwort. Ich helfe dem Kind den Weg zu finden wie es zur Antwort kommt.

«Papa wie viele Stunden hat eine Woche?» «Das kannst Du selber herausfinden, ich helfe Dir dabei! Willst Du das?» «Ja».

«Wie viele Tage hat eine Woche?» «7 Tage».

«Wie viele Stunden hat ein Tag?» «12 Stunden.»

«Ja, das ist ein halber Tag, der ganze hat nochmals soviel!» (Studiert zuerst zwei falsche Resultate) «24 Stunden.»

«Gut, was musst Du nun rechnen?» «24 und 12?»

«Nein, so kämest Du nicht auf das richtige Resultat!»

Ich nehme einen Bleistift und Papier und schreibe 7 Tage und an jedem Tag 24 Stunden.

«Ja, dann muss ich 7 x 24 rechnen, das ist aber schwierig!»

«Komm, wir machen das zusammen!»

Kurze Zeit später: «Was, 168 Stunden, das ist aber viel!»

Christan Mantel

Liste der AutorInnen (alphabetisch):

Jean-Claude und Ursula Fornerod, dipl. Sozialpädagoge/in;
Tabea Jenni, Sonderschullehrerin;
Christian Mantel, pädagogischer Leiter der Stiftung «Gott hilft»;
Martin Weidmann, dipl. Sozialpädagoge;
Martin Zysset, lic. phil., Ausbildner HFS Zizers, Adresse: Kantonsstrasse 8, 7205 Zizers. ■